

Hohengehringen

Von Helmut Paulus

Es war im April fünfzehnhundertfünfundzwanzig. Da hieß es, der Jäcklein Rohrbach käme mit der schwarzen Hoffmännin und einem Haufen Bauern von Sontheim her. Vom Turm seines Schlosses sah der von Hohengehringen über das Land hinaus und sah da und dort den roten Hahn über einem festen Hause fliegen. Er stützte sich mit den Händen auf die Brüstung und beugte sich weit vor. „Dort müssen sie jetzt sterben oder den Bauern hofieren!“ dachte er und verzog die Lippen ein wenig. Er war seinen Bauern immer ein guter und gerechter Herr gewesen und er wußte, daß sie ihn nicht haßten. Er ging herunter von dem Turm. Unterwegs befahl er für alle Fälle einem Knecht, die Brücke aufzuziehen. Als er darnach in den großen Saal trat, fand er dort sein Weib, das er sehr liebte, und seine Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die saßen auf dem Fußboden und spielten. Sein Weib spann an der Kunkel, sie sah auf und nickte ihm zu, als er hereintrat. Er zog die Augen ein wenig zusammen, als blende ihn ein sehr helles Licht, und sagte langsam:

„Ich habe Nachricht, daß der Jäcklein mit der schwarzen Hoffmännin von Sontheim hergezogen ist, in der Ebene sieht man es schon brennen.“

Sein Weib wurde bleich, sah ihn aufmerksam an, fragte:

„Was willst du tun?“

Er zuckte die Schultern.

„Ich habe die Brücke hochziehen lassen!“ antwortete er. „Wie könnte ich mit ihnen paktieren!“

„Sie werden uns überrennen!“ sagte sie leise, „mit den paar Knechten können wir ihnen keinen Widerstand leisten!“

Der von Hohengehringen trat an das Fenster. Er hörte, wie sein Weib die Kinder zu sich rief und wie diese über die Fliesen liefen, zu ihr hin.

Als er sich wieder umwandte, sah er, daß sie die Arme um die Kinder gelegt hatte und ihn unausgesetzt anblickte.

„Die schwarze Hoffmännin soll eine Teufelin sein und ganz zerfressen von Haß!“ sagte sie.

„Der Jäcklein Rohrbach ist nicht besser!“ antwortete der von Hohengehringen gleichmütig.

„Sollten wir nicht fliehen, um der Kinder willen?“ bat sie.

„Wohin?“ antwortete er. „Die Wälder sind voll von den Aufrührern, es ist besser, wir fallen ihnen hier in die Hände, als anderswo.“

„Kannst du denn nicht einen Boten ausschicken um Hilfe?“

„Es ist nirgends Hilfe! Jeder hat genug mit sich allein zu tun!“

Die Augen der Frau füllten sich mit Tränen.

„Du hast dir nichts vorzuwerfen!“ sagte sie leise.

„Du hast keinen gedrückt und keinen geschädigt. Was sollten sie dir tun?“

„Es sind keine Hiesigen!“ antwortete er ihr. „Sie kennen mich nicht. Ihnen ist es genug, daß ich die goldenen Sporen trage.“

Als er diese Worte gesagt hatte, begann die Glocke vom Dorfe her zu läuten.

„Nun kommen sie schon!“ sagte er und verzog den Mund. „Im Dorf läuten sie ihnen die Glocke entgegen.“

Das Gesicht der Frau wurde um einen Schein blasser. Sie drückte die Kinder an sich.

„Meinst du nicht, es wäre besser, die Brücke niedرزulassen? Wir reizen nur ihre Wut!“ sagte sie bebend.

Er nickte ihr zu. Sein Gesicht war ruhig.

„Ich kann tun, was du willst!“ antwortete er, „am Ende wird es auf das Gleiche herauskommen.“

Er ging.

Sie saß immer noch, ohne sich zu rühren und lauschte ihm nach. Sie hielt die beiden Kinder an ihrer Seite, die sich an sie drückten und ihr ins Gesicht sahen. Sie hörten seinen Schritt draußen und seine Stimme, als er die Dienerschaft zusammenrief.

„Wie stark und ruhig sein Herz ist!“ dachte sie.

Dann hörte sie das Rasseln der Ketten, an denen die Zugbrücke herabgelassen wurde. Darnach wurde es sehr still. Nur das Läuten der Glocke hörte man immer noch.

„Mutter, warum läutet die Glocke im Dorf?“ fragte das Mädchen.

„Weil die Bauern kommen! Sie läuten im Dorf, um sie zu grüßen!“ antwortete die Frau.

„Sind die Bauern böse Menschen?“ fragte das Kind.
„Werden sie uns etwas tun?“

Die Frau schlang ihre Arme um die schmalen Schultern ihrer Tochter. Sie sah mit großen Augen vor sich hin und antwortete nicht.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten, Ursula!“ sagte der Knabe. „Ich bin bei euch und werde euch schützen. Ich will das Schwert holen, das mir der Vater geschenkt hat.“

Er ging mit raschen Schritten.

Als er wiederkam, hatte er sein Schwert umgegürtet, es war ein kleines Spielzeugschwert, wie man es Kindern schenkt. Er sagte nichts, aber seine Augen leuchteten und er stellte sich wieder an die Seite der Mutter.

Dann kehrte der von Hohengehringen zurück. Er trat neben seine Frau. Ein alter Diener folgte ihm. Der war barhaupt und sein weißes Haar glänzte im Sonnenlicht, das zu der geöffneten Tür hereinfiel.

„Die Brücke ist niedergelassen“, sagte der Ritter. „Ich habe die Knechte und die Mägde fortgeschickt, sie mögen versuchen, sich zu retten. Einer vom Dorf hat Nachricht gebracht, es sind mehr als Fünfhundert, die zum Schloß herziehen. Nur der alte Gilbert ist bei uns geblieben.“

Die Frau antwortete nichts. Sie schien mit ihrem ganzen Wesen in die Stille hineinzulauschen. Nun war die Glocke verstummt.

Der von Hohengehringen legte die Hand auf die Schulter der Frau. Er trug jetzt sein Kettenhemd und war gewaffnet. Man hörte von weither Geschrei, Gröhlen und wildes Rufen. Die Frau wurde weiß bis in die Lippen.

„Sie kommen!“ flüsterte sie.

„Fürchtest du dich so sehr, Margarete?“ fragte der Ritter und ließ die Hand nicht von ihrer Schulter.

„Ich mag mit den Bauern nicht paktieren, wie es manche getan haben. Es ist leichter, in Ehren zu sterben, als in Unehre zu leben.“

Immer näher schien sich der Gewalthaufen zu wälzen. Nun unterschied man schon einzelne Stimmen, sie waren rauh und heißer, wie die Stimmen von Betrunkenen.

Die Frau ergriff die Hand ihres Mannes.

„Die Kinder sind noch so jung!“ flüsterte sie, „es wird hart für sie sein, sterben zu müssen!“

Der von Hohengehringen sah seine Kinder an. Für einen Augenblick war ein unsicherer Schein in seinen Augen. Doch rasch wurde sein Blick wieder ruhig und still.

„Sie zögern an der Brücke“, sagte er, „vielleicht fürchten sie einen Hinterhalt.“

„Vielleicht gehen sie vorüber!“ flüsterte die Frau.
„Adh! Daß es doch der allmächtige Gott um der unschuldigen Kindlein willen wollte, daß sie vorübergingen! Ich will nicht um meinewillen bitten!“
Aber sie gingen nicht vorüber.

Man hörte den dumpfen und hohlen Schall ihrer Füße über der Brücke und dann ihr Gröhlen vom Schloßhof herauf.

„Nun sind sie im Schloßhof!“ sagte die Frau.

„Du bist mir allezeit ein gutes und getreues Weib gewesen, Margarete!“ sagte der von Hohengehringen, und dann ließ er die Hand von ihrer Schulter und stand stumm und aufrecht neben ihr und sagte nichts mehr.

Stolpernde, schwere Tritte kamen die Treppe herauf. Man hörte, wie sie sich stießen und drängten, wie sie schimpften und fluchten.

Der alte Gilbert begann zu zittern, aber er stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Türe.

Da schrie eine heißere Stimme:

„He du! Willst du nicht Platz machen, du alte Kröte, wenn der Jäcklein Rohrbach kommt? Geh weg hier, sonst ist's dein Letztes!“

Der Knabe an der Seite der Mutter preßte die Lippen zusammen, er griff an sein Spielzeugschwert. Dann verließ er die Mutter und trat neben den Vater. Er stand stolz und aufrecht, wie dieser, stumm und hoch aufgerichtet, und seine blonden Locken hingen ihm auf die Halskrause herab.

In diesem Augenblick sah man, wie draußen vor der Türe einer von denen, die heraufgekommen waren, sein Schwert schwang. Dann schrie der Alte auf und stürzte nieder. Seine weißen Haare färbten sich rot.

„Sie haben kein Erbarmen!“ flüsterte die Frau und preßte ihre kleine Tochter fest an sich.

Nun kamen sie herein.

Sie schoben sich durch die Türe, einer hinter dem andern. Finster und stumm kamen sie, geschoben und gedrängt von denen, die hinter ihnen waren. Allmählich füllte sich der Saal, sie schoben sich vor, bis sie nahe vor denen waren, die hier auf sie warteten. Ihr Anführer stand vorn. Er hielt das blutige Schwert vor sich auf den Boden gestellt, er stützte sich darauf, die Hände auf dem Kreuz, und beugte sich ein wenig vor, um dem von Hohengehringen in das Gesicht zu sehen.

Er war gewappnet wie ein Ritter.

„Das ist der Jäcklein!“ dachte der von Hohengehringen. „Sieh! nun trägt er die Rüstung des Helfensteiners, nun mag meinem lieben Freunde Gott gnaden!“

„Was wollt ihr von mir, daß ihr als ungeladene Gäste zu mir kommt?“ fragte er dann.

Der Jäcklein lachte laut auf.

„Ein Ratzenest wollen wir ausräuchern!“ schrie er dann. „Haben schon viele ausgeräuchert, der rote Hahn ist über sie gestiegen und ist nichts von ihnen übriggeblieben, als Trümmer und Rauch!“

Da kam eine Bewegung in die, welche hinter dem Jäcklein standen. Sie schoben sich hin und her, ein Weib drängte sich durch ihre Reihen und gab nicht nach, bis sie neben dem Jäcklein stand. Ihre Augen glänzten wie im Fieber, die schwarzen Haarsträhnen hingen ihr ins Gesicht. Der von Hohengehringen sah, wie sie die Arme in die Seiten stemmte und hörte ihre grelle Stimme rufen:

„Was steht ihr denn da und starrt diese da an? Nun ist es in unsre Hand gegeben, das hoffärtig Pack. Der allmächtig Gott selbst will, daß wir es zertreten. Seht ihr nicht, wie es uns verachtet? Mag der Ritter niederknien vor mir, soll er sehen, ob er sein Weib und seine Brut losbitten kann von mir. Brauch eine Kammerfrau, die mir die Haar kämmt und den Buckel kratzt, wären ihre weißen Finger grad recht dazu!“

Die Bauern hinter ihr lachten laut auf.

„Kniest der Ritter noch nicht?“ fragte sie. „Mag nicht lang warten. Seht, sie haben goldne Ketten an sich hangen, sogar der kleine Fratz neben dem Weib. Gib deine Ketten her!“

Mit gierigen Fingern langte sie nach dem Kind und riß an der Kette.

Die Kleine begann zu weinen. In diesem Augenblick, noch ehe der Ritter etwas tun konnte, sprang der Knabe vor, hatte sein Schwertlein in der Hand, schrie mit seiner hellen Stimme: „Sollst du mein Schwesterlein in Ruhe lassen, du bös Weib!“ und hieb ihr mit aller Kraft über die ausgestreckte Hand. Die Hoffmännin schrie gellend auf:

„Die Wespen sticht! Schlag tot, schlagt tot!“

Und sogleich erhob sich ein ungeheures Toben in dem Saal. Nun hatte auch der Ritter das Schwert in der Hand, er stand vor den Seinen, hieb, stach in die Bauern, aber es waren viel zu viele, sie erdrückten ihn mit ihren Leibern, sie warfen ihn mit ihren Fäusten zu Boden, es dauerte nur wenige Augenblicke, dann war alles aus...

Zwei Stunden waren vergangen seitdem, der frühe Abend dämmerte schon. Die Bauern hatten sich im

Keller des Schlosses voll und toll gesoffen. Nun brachten sie einen Mann vor sich hergestoßen, dessen Arme mit Stricken an den Leib geschnürt waren, so daß er sie nicht zu rühren vermochte. Sein Gesicht war zerstunden, das Blut tropfte auf sein Kettenhemd. So stellten sie ihn auf dem freien Platz vor der Dorfkirche auf. Sein Gesicht war über die Maßen bleich, aber sehr ruhig. Als sie ihn losließen, wandte er den Kopf und sah nach Hohengehringen hinüber. Über die Bäume stieg dort die feurige Lohe gen Himmel, die Funken fuhren auf und verstoben in den dunkelnden Abend. Dort drüben verbrannte sein Weib und brannten seine Kinder mit dem Haus seiner Väter. Die Bauern hatten ein Weinfäß mitgebracht, den Boden eingeschlagen und es aufrecht auf dem Kirchplatz aufgestellt. Nun schöpften sie und tranken. Einer war in die Kirche geschlüpft und zog wie zum Hohn an dem Strang der Glocke, die in unregelmäßigen Schlägen wimmernd zu läuten begann, ein Sackpfeifer ließ sein Instrument quietschen. Je tiefer die Schatten wurden, desto röter wurde der Himmel. Und dann war die schwarze Hoffmännin da. Mit auseinandergestellten Beinen stand sie vor dem Gefesselten. Sie war betrunken wie die andern, und die Bauern jauchzten ihr zu. Sie tat einen taumelnden Schritt näher zu dem Ritter.

„Dein Söhnlein hat die schwarze Hoffmännin geschlagen!“ kreischte sie ihm in einem plötzlichen Wutausbruch ins Gesicht, „nun bratet es in dem Feuerlein dort drüben und auch du mußt jetzt sterben.“

Der von Hohengehringen stand, als habe er nichts gehört. Er bewegte sich nicht und starrte hinüber zu dem Funkenregen, der in den Nachthimmel versprühte. Da holte sie aus und schlug ihm mit der Hand ins Gesicht, zweimal, dreimal. „Soll dir eine Weiberhand in die Ritterfratze schlagen, du!“ höhnte sie, „zu ewiger Schand dir und deinem Geschlecht!“

Der Ritter stieß mit dem Fuß nach ihr. Sie wich ihm aus, er traf sie nicht, aber ihre Stimme wurde jetzt schrill vor Haß und Wut, sie übertönte alles Lachen und Lärm auf dem Platz. „Stoßt einen Pfahl in die Erd!“ schrie sie, „damit wir ihn daranbinden! Der Hummel beginnt zu stoßen!“

Sogleich waren einige da, die nach ihrem Befehl taten. Als er nun so gebunden stand, trat sie vor ihn, hielt ihm die Hand unter die Augen, über die quer ein roter, blutunterlaufener Striemen ging.

„Die Hoffmännin braucht jetzt eine Salben für ihre Hand!“ flüsterte sie ihm haßerfüllt ins Gesicht, wandte sich dann plötzlich um, schrie aus voller Kehle den Bauern zu: „Schafft Holz herbei, jetzt wollen wir ihm

einheizen, wie sie es dem Nonnenmacher getan, so lang, bis ihm der eigen Schmer davonläuft. Damit will ich mir die Händ salben, die mir sein Bub zerschlagen hat!"

Die Bauern liefen, schleppten Holz herbei. Der Ritter stand am Pfahl, als gehe ihn das alles nichts an.

„Nehmt trocken Holz, damit er nicht am Rauch erstickt, sonst können wir ihn nicht braten sehen!" schrie einer.

„Was ist schon der Tod!" dachte der Letzte derer von Hohengehringen und sah hinüber, wo sein Schloß als Leichenfeuer für Frau und Kinder brannte. Einmal nur blickte er auf die, die so eifrig liefen und einen Ring von Scheitern um ihn schichteten. Sieh, da war einer aus dem Dorf, der Ritter lächelte, als er ihn erkannte. „Gesegn dich Gott, Thomas Eberlein!" sagte er. „Bist auch dabei? Willst deinen Dank abstatten, weil mein Weib deine Tochter in ihrer Krankheit gesund gepflegt hat?"

Aber er sah es schon nicht mehr, wie der Angeredete die Scheiter fallen ließ und davonschlich. Er blickte schon wieder zu den Feuergarben hinüber.

„Da fahren sie in einer Feuerslohe gen Himmel!" dachte er, „Und um ein kleines werd ich ihnen nachkommen!"

„Was schafft ihr so träge?" fragte er die, welche das Holz herbeitrugen, „ihr könnt nichts mit Eifer tun, wenn euch nicht einer antreibt. Macht schnell, daß die Sach ein End hat!"

In diesem Augenblick stürzte donnernd das Dach von Hohengehringen ein. Und dann brannte es auch rings um ihn. Ein feuriger Vorhang verbarg vor ihm die Gesichter der Betrunkenen, die um den Feuerring tanzten, er sah die Lohe der steigenden Flammen, sengend wehte die Hitze zu ihm herüber, die Flammen züngelten auf ihn zu und griffen nach ihm und die Glocke vom Kirchturm rief über das Brausen der Flammen, und die Sackpfeife wimmerte immer noch...

Rotmäntele

(Nach einer alten Tübinger Sage)

Am Spitzberg bei dr Odeburg
Do goht e Mändle om,
Des hot e putzigs Mäntele
Vo rotem Sammet rom.

E Därgele net größer wia
Mei Hand verspanne ka,
Es hot e Kapp vo Rattefell
Mit Brombeer-Glonker dra.

Am Spitzberg bei dr Odeburg
Do haust seit lang e Zwerg,
Do leit ganz tiaf em Bode dren
Vo lauter Gold e Berg;

E Berg vo Gold so schwer als wia
Dr Österbuckel schier,
Ond onderirdisch goht e Gang
Bis vor e schiafe Tür.

De Schlüssel schloift em Hosesack
Des Mändle mit sich rom.
Kommt eber grad em Wald daher,
Noh rauft-es dreimol „Komm!" –

Wer so en äller Herrgottsfrüah
Mit sellem Mändle goht,
Vergißt den Tag em Lebe net,
Kommt zruck erst obeds spot.

Do goht-es nei en d'Odeburg
Ond onderirdisch fort,
Ond Schlangenziefer hot-es do;
Ond's Mändle schwätzt koi Wort. –

Uf oimol ober wurd-es hell,
Ond älles glänzt ond glitzt
So weit mr gsieht vo purem Gold,
Ond's Mändle moit verschmitzt:

Des Gold könn han, wer emmer woll,
Dr Hoke, der sei bloß:
Verbrauche dürf-er's net dahoim,
Er wär de Kopf sonst los.

Wer sich des Gold je hole woll,
Müaß fort en äller Eil,
E Gfährt wart' scho seit Johr und Tag
Mit äpfelgrüne Gäul. –

Drom wer des Gold will z'oige han,
Muaß aus dr Hoimet fort,
Ond dorom leit-es emmer noh,
Au heutzutag noh – dort!

Am Spitzberg bei dr Odeburg
Do goht e Mändle om,
Des hot e putzigs Mäntele
Vo rotem Sammet rom.

Heinz-Eugen Schramm